



Der weiße Raum

Der weiße Raum

Matti liegt bewegungslos in seinem Bett, die Arme schlaff neben dem Körper. Nicht einmal der kleinste Muskel in seinem Gesicht zuckt. Selbst die bleigraue Wolkendecke vor dem Fenster scheint bei diesem totalen Stillstand mitzuspielen. Egal wie lange ich sie anstarre, nichts rührt sich.

Ich wende den Blick vom Fenster ab. Er streift die Monitore am Kopfende des Betts. Herzschlag, Sauerstoffsättigung, wasweißich. Als der Pfleger es mir erklären wollte, habe ich auf Durchzug gestellt. Ich wünschte mir bloß, dass dieses elendige Gepiepe aufhört. Der Pfleger hat an einem Knopf gedreht, und die Maschinen verfielen in Schweigen. So ist es geblieben. Seit Monaten.

Vor Mattis Bett steht der Besucherstuhl. Seine Polster sind dunkelgrün und weich, die Armlehnen hoch. Ein Nest für die Angehörigen, die viele Stunden hier auf der Station verbringen, eine winzige Insel der Geborgenheit inmitten von Warten und Hoffen und Verzweiflung. Ich ziehe den Stuhl näher ans Bett heran und setze mich. Atme tief durch. Dann greife ich nach Mattis Hand.

In der Sekunde, in der sich meine Finger um seine schließen, wird mir schwarz vor Augen. Etwas reißt mich in die Dunkelheit, zerrt mich durch einen Tunnel, dessen Wände ich kaum erahne, aber ich weiß, dass sie da sind, ebenso wie das Licht, das am Ende des Tunnels auf mich wartet. Das freundliche, warme Licht, auf das ich mich in rasender Geschwindigkeit zubewege. Ich zwingen meine Muskeln zur Ruhe, um der Kraft, die mich vorwärts treibt, möglichst wenig Widerstand entgegenzusetzen.

In der Ferne erkenne ich ein erstes Schimmern. Es wird größer, heller. Mein Herz hämmert wie wild. Gleich ist es soweit. Der Moment, auf den ich gewartet habe. Der Augenblick, für den ich lebe, jeden Tag von Neuem, seit jenem unheilvollen Wochenende im Mai, unser Motorrad auf der nassen Straße, gellende Hupen, Scheinwerferblitze, Reifenquietschen, Schleudern und danach diese Stille, die seither mein Leben beherrscht.

Das Licht streckt mir seine Strahlen entgegen, als seien es Finger. Am Anfang habe ich mich davor gefürchtet, doch inzwischen verstehe ich, dass es mir nichts Böses will. Ich lasse mich in seine Wärme fallen. Die Tunnelwände weiten sich, und vor mir öffnet sich ein Raum mit weißen Wänden, die von innen leuchten wie Nebel, durch den die Sonne scheint. Auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers, lässig an die Wand gelehnt und die Haare gerade so viel zerzaust, dass es nicht unordentlich wirkt, steht Matti. Er lächelt mich an, wie niemand auf der Welt lächeln kann außer ihm, und ich fühle Boden unter meinen Füßen, renne los und werfe mich in seine Arme.

„Vic“, flüstert Matti mir ins Ohr. Seine Stimme lässt meine Haut kribbeln und jagt mir warme Schauer durch den Körper. „Du bist da.“

„Ich bin immer bei dir“, sage ich. „Immer.“

„Das weiß ich“, antwortet er und küsst mich.

Schimmerndes Licht hüllt uns ein, während wir uns umschlingen. Ich verliere mich in Mattis Umarmung, in seinem vertrautem Geruch nach Lederjacke und Aftershave. Vollkommen anders als der Dunst von Desinfektionsmitteln und Schwäche, der seinen Körper im Krankenhausbett umwabert. Seine Brust hebt und



Der weiße Raum

senkt sich, nicht von außen gesteuert im Gleichtakt, nein, der Rhythmus seines Atems beschleunigt sich, wenn ich mit der Hand über seinen Rücken fahre.

„Du fehlst mir so“, raune ich ihm zu.

Er legt seine Stirn an meine, sieht mir tief in die Augen. „Du schaffst das.“

Bei seinen Worten nimmt das Licht einen bläulichen Ton an. Kälte greift nach meinem Herzen. Ich schiebe Matti ein Stück zurück, um sein ganzes Gesicht sehen zu können. „Was meinst du damit?“

„Dass es Zeit ist“, sagt er ganz ruhig.

Ich will schreien, um mich schlagen, diesen Satz, diese unsäglichen Worte fortprügeln, damit ich sie nicht hören muss. Niemand sollte sie hören müssen, kein Mensch auf der ganzen Welt, weder heute noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt. Nie.

„Nein“, krächze ich. Matti streicht über meine Haare. Seine Berührung ist wie ein Windhauch. Zu weich, zu zart. Ich presse meinen Körper gegen seinen, so fest ich kann. „Du darfst nicht gehen.“

„Ich muss. Du weißt es so gut wie ich. Wir haben es die ganze Zeit über gewusst.“

Das Licht erglüht in schattenlosem Weiß, wie der unförmige Fleck im CT von Mattis Schädel, das die Ärztin mir gezeigt hat. „Subduralhämatom“, höre ich das Echo ihrer Worte, die Sachlichkeit, die dem Schrecken einen Namen gibt, und das Mitleid, das der professionellen Distanz trotzend darin schwingt. „Hirnblutung. Irreversible Schädigung.“

Ich will das Mitleid nicht, ich will keine Diagnose, ich will diesen verfluchten Fleck aus dem Bild schneiden, wegphotoshopen und vergessen. Deswegen verbanne ich ihn aus meinen Gedanken, kämpfe jede Erinnerung daran nieder. Nie habe ich bei Matti ein einziges Wort darüber verloren. Wenn ich es nicht ausspreche, ist es nicht wahr. Weil es einfach nicht wahr sein darf.

Ich räuspere mich, damit meine Stimme nicht zittert. „Wie kommst du darauf?“

Matti dreht mich sanft herum und weist auf die Wände. „Siehst du es nicht?“

Das Licht ist nun so grell, dass ich kaum hinschauen kann, ohne die Augen zu schließen. Ich denke an den ersten Tag, an dem ich hierher kam. Die Krankenschwester hatte mich im Rollstuhl zu Matti auf die Intensivstation gefahren. Bevor sie ging, legte sie mir die Hand auf die Schulter. Stumm. Ich saß stundenlang neben Mattis Bett, obwohl ich mich kaum aufrecht halten konnte mit all meinen frischen Nähten und Verbänden, und starrte ihn an. Die Schläuche, die sich überall in seinen Körper zu bohren schienen, sein regloses Gesicht. Es kostete mich unendliche Überwindung, seine Hand zu berühren. Als der Tunnel mich einsog, glaubte ich zu sterben. Es war mir egal, sobald ich Matti entdeckte, der mich am Ende des Tunnels erwartete, ein Strahlen im Gesicht und die Arme weit ausgebreitet.

Ich entsinne mich, dass der Raum früher anders ausgesehen hat. Zwar haben die Wände auch damals von innen geleuchtet. Doch ihr Licht war sanft und gedimmt wie das der Lampe in unserem Schlafzimmer. Wir fühlten uns geborgen und vor den Grausamkeiten der Welt versteckt in einer geheimen Höhle, in der uns



Der weiße Raum

niemand finden würde. Nicht einmal der Tod.

Mit einer heftigen Bewegung befreie ich mich aus Mattis Griff. „Was soll da sein?“

Matti hebt die Augenbrauen, wie er es jedes Mal tut, wenn er genau weiß, dass ich lüge. „Komm schon, Vic.“

Ich schüttele heftig den Kopf. „Da ist nichts.“

„Es hat keinen Sinn zu leugnen, was wir nicht sehen wollen.“

„Wann bist du eigentlich so ein verdammter sprücheklopfender Zen-Meister geworden?“, zische ich.

„Als ich auf dich gewartet habe. Du bist spät dran, wie immer.“ Matti grinst mich frech an, und ich kann mir nicht helfen, ich muss lachen. Meine Mundwinkel ziehen sich nach oben. Gleichzeitig kriechen Tränen aus meinen Augen. Warum verrät einem eigentlich kein Mensch, dass dieselben Muskeln Lachen und Weinen auf unsere Gesichter zeichnen?

Matti nimmt mich in den Arm, und ich schmiege den Kopf an seine Schulter. Er spielt gedankenverloren mit meinen Haaren. „Am Anfang habe ich geglaubt, ich wäre hier, um auf dich zu warten. Später hoffte ich, dass ich nur für eine Weile in diesem Zimmer abgestellt worden bin, sozusagen geparkt, bis ich zurück zu dir darf. Ich verstehe erst jetzt, dass weder das eine noch das andere mich in diesem Raum gehalten hat.“

„Sondern?“, wispere ich und fürchte die Antwort.

„Ich musste dir helfen, den Mut zum Bleiben zu finden.“

„Wieso sollte ich bleiben wollen, wenn du nicht mehr da bist?“, stoße ich hervor.

„Danach fragt niemand. Du darfst weiterleben, ich muss sterben. Warum das so ist, können wir nicht verstehen. Wenn es überhaupt einen Grund gibt.“

„Wie soll ich denn ohne dich leben? Das schaffe ich nicht!“ Inzwischen weine ich hemmungslos.

„Du tust es die ganze Zeit.“ Matti hebt mein Kinn mit dem Zeigefinger an. „Oder etwa nicht? Du hast dich in Rekordzeit von deiner OP erholt und durch die Reha gekämpft. Zwei Monate nach dem Unfall hast du wieder angefangen zu arbeiten, und du hast ein großes neues Projekt am Start. Alles ohne mich.“ Er tupft mit dem Ärmel seines Hemds mein Gesicht trocken.

Ich würge die Tränen herunter. „Das habe ich für uns getan. Für unser Leben.“

„Nein. Für dich. Und genau so ist es richtig.“ Seine Augen glänzen, nicht feucht, sondern voller Stolz. Der mich trifft wie ein Messerstich, weil ich mir eingestehen muss, dass Matti recht hat.

„Was wird aus dir?“ Meine Stimme will mir nicht gehorchen. Ich muss jedes Wort herauszwingen.

Er zuckt mit den Schultern. „Ich weiß es nicht. Vielleicht gibt es ja eine Welt jenseits dieses Raumes.“



Der weiße Raum

„Und wenn nicht?“

„Dann werde ich in Frieden abtreten, weil ich weiß, dass es dir gut geht.“

„Es wird mir nicht gut gehen.“

„Doch, wird es. Irgendwann.“

„Blöder Klugscheißer.“ Ich schniefe.

Matti lächelt. Er streicht mit den Fingerspitzen über meine Wange und wischt die letzte von meinen Tränen weg. „Ich liebe dich.“

„Ich dich auch.“

Wir halten uns fest und küssen uns, während um uns herum das Licht an Kraft gewinnt, bis es gleißt wie ein Blitz, in dessen Mitte wir zwischen Erde und Himmel schweben. Ich kneife die Augen zu. Der Schein dringt trotzdem durch, heller als die Sonne, heller als alle Sonnen zusammen – und auf einen Schlag, unvermittelt, totale Finsternis.

Ein schrilles Piepen lässt mich vom Stuhl hochschrecken. Der Alarmton der Monitore. Die Tür schwingt auf, ein Pfleger hastet zu Mattis Bett. Er packt meine Schultern, schiebt mich aus dem Zimmer. „Warten Sie draußen, bitte!“

Ich bin kaum auf dem Gang, als ein Trupp Leute in weißen Kitteln an mir vorbeistürmt. Die Tür schlägt zu. Gedämpfte Stimmen dringen hindurch.

„Defibrillieren!“

„Schnell!“

Langsam trete ich ans Fenster und blicke nach draußen. Bleigraue Wolken verstecken den Himmel. Aber an einer Stelle hat sich ein Loch in ihrer gleichmäßigen Decke gebildet. Dort bahnt sich ein einsamer Sonnenstrahl seinen Weg nach unten. Ich öffne das Fenster, und das Licht streichelt meine Haut. Beinahe wie warme Fingerspitzen.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).